Jadd Hilal

**Flügel in der Ferne**

Roman

Aus dem Französischen von Barbara Sauser

**Naïma**

Das Meer. Meine Beine hoben ab. Gleich würde ich wegfliegen in den orangen, wolkenlosen Himmel.

»Nach rechts!«

Ich zuckte zusammen. Wie hatte Ahava mich einholen können? Ich gehorchte und versteckte mich an der Strassenecke hinter einem Mülleimer. Bemüht, mein Schnaufen zu unterdrücken, wartete ich. Eine Hand legte sich auf meine Schulter.

»Ich hab nichts getan, ich hab nichts getan!«

Der Polizist zog mich hoch. Sah mich an. Sah mich lange an.

»Was schmunzelst du, Kleine?«

Haifa: die Hauptstadt von Palästina. Haifa, ein Fjord am Mittelmeer. Eine elfenbeinfarbene Stadt, die auf ihren vierhundert Metern Höhe wie ein Leuchtturm über der See thront. Ich verbrachte ganze Tage am Hafen, bewunderte die grossen Schiffe, das Meer und in der Ferne die Küste jenes Landes, in dem ich später einen Teil meines Lebens verbrachte: des Libanons.

In Haifa lebten wir Tür an Tür mit der Familie meiner Freundin Ahava. Sie waren Juden. Blieben immer in unserer Nähe. Wir assen, sangen, tanzten zusammen. Wie sie lebten auch wir in einer kleinen Wohnung. Meine Eltern, meine grosse Schwester Saïda, mein grosser Bruder Abel und ich schliefen auf dem Fussboden unter ein und derselben Decke. Ich hatte den Ehrenplatz neben meiner Mutter. Eines Abends bat mich Saïda, mit ihr zu tauschen. Sie streckte mir einen Ring hin.

»Echtes Gold.«

Ich kriegte mich kaum ein vor Lachen.

Das Viertel, die Läden, die Lebensmittelverkäufer. Vom Zimmer aus konnte ich die Moschee, die Kirche, die Synagoge und in der Ferne Olivenbäume sehen. Ich erinnere mich an einen Traum, an eine Reihe Engel, die sich über den Bäumen in den Himmel zog. Meine Augen waren wohl offen. Vielleicht handelte es sich einfach um Menschen. Der Himmel war in Haifa nah, die Sterne deutlich, fast greifbar. Ich fing an, sie zu zählen.

»Für jeden Stern wird dir eine Warze wachsen.«

Meine Mutter. Ich zählte weiter, weil ich wissen wollte, ob sie log oder nicht.

Im Zentrum von Haifa wucherte ein riesiger Markt. Mein Vater trug mir oft auf, dort Brot zu holen. Das machte ich nicht gern. Lieber setzte ich mich mit Ahava in ein Café gleich daneben. Beobachtete die Menschen. Der Besitzer war ein Freund meiner Familie, ich durfte dort sitzen, ohne etwas zu bestellen. Er mochte mich ganz gern, glaube ich. Oft sagte er, ich sei hübsch und später würden sich die Verehrer um mich reissen.

»Deine schönen grünen Augen werden über dein Leben entscheiden, Naïma.«

Das Leben hat ihm recht gegeben.

»Heute liegt es in deinem Interesse, ein Brot nach Hause zu bringen.«

Die Stirn meines Vaters war gerunzelt. Er hatte Ahavas Familie zum Essen eingeladen. Diesmal keine Ausflüchte.

Im Zickzack flitzte ich über den Markt, an Beinen vorbei, die mir, klein wie ich war, vorkamen wie Stelzen. Ich hatte das Brot schon unter dem Arm, als ich eine Explosion hörte.

Eine Druckwelle.

Ich wurde zurückgeschleudert. Meine Ohren rauschten. Ich schmunzelte. Warum, weiss ich selber nicht. Ich versuchte aufzustehen. Verlor das Gleichgewicht und plumpste wieder zu Boden. Oben an der Stirn fühlte ich ein Brennen. Dass mich ein Bombensplitter gestreift hatte, wurde mir erst nach einer Weile klar. In diesem Moment verstand ich nichts. Rein gar nichts. Benommen, belustigt, vom Schock aufgewühlt, kehrte ich nach Hause zurück, als ob nichts gewesen wäre.

»Ich habe es ihm immer gesagt! Ich habe immer gesagt, dass sie zu klein ist, um alleine auf den Markt zu gehen! Er hat meine Tochter getötet! Hazam hat meine Tochter getötet! Mein Mann hat meine Tochter getötet!«

Meine Mutter wehklagte nach Art der arabischen Mütter. Zog die Vokale in die Länge. *Meine Tooochter, er hat meine Tooochter getööötet.* Als sie mich erblickte, stürzte sie zu mir. Ich streckte ihr das Brot hin. Dann das Wechselgeld. Es war blutverschmiert.

»Das waren Juden«, sagte sie ein paar Stunden später zu mir.

Ich hielt es für einen Scherz zur Aufheiterung.

»Sie sind anders als wir. Das sind Juden von der *Haganah*.«

Nach dem Attentat von 1938 verliessen meine Mutter, mein älterer Bruder, meine Schwester und ich Haifa. Mein Vater lehnte es ab mitzukommen. Er hatte eine neue, besser bezahlte Stelle, in einem Bergwerk unweit der Küste.

»Mein Arbeitsweg ist ohnehin schon lang, Nejla«, sagte er.

Er behielt die Wohnung in Haifa, um dort unter der Woche zu schlafen, und kaufte ein Haus in Schafa Amr, wo er uns an den Wochenenden besuchte. Der reinste Luxus, das neue Haus: mit Balkon, grossem Wohnzimmer und sogar einem Backofen. Mehrere Jahre später baute mein Vater einen zweiten Stock darauf, für die Schlafzimmer. Er verdiente gut.

In Schafa Amr hatte es ein Ende mit kurzen Röcken und T-Shirts. Wenn wir mit unserer Mutter spazierten, zogen meine Schwester und ich immer wieder lüsterne Blicke an. So beschloss sie eines schönen Tages, uns beiden Hosen zu nähen. Ich sah zu, wie sie die Nadel führte. Meine Mutter war schön. Schön und sehr zart. Die helle Haut, die geradlinige Silhouette und die gemächlichen Bewegungen verliehen ihr etwas Sittsames. Wenn sie ernst mit mir sprach, zielte ihr grünäugiger Blick nie direkt in meine Augen, sondern ein klein wenig darunter.

»Die Haganah ist eine zionistische Untergrundorganisation.«

Ich verstand kein Wort.

»Sie beschützt die Juden, weil die Araber sie bedrohen.«

»Was, wir bedrohen die Juden?«

In ihrem Gesicht erschien ein aufrichtiges Lächeln.

»Hier hast du deine Hose.«

Pflaumenzeit. Meine Schwester Saïda und ich pflückten die Früchte immer von einem grossen Baum in der Nähe unseres Hauses. Saïda, die Sadistin. Einmal fiel ich vom Baum und hatte daraufhin eine Woche lang Nackenschmerzen. Beim nächsten Mal hatte ich natürlich Bedenken hochzuklettern. Aber das interessierte mein Schwesterherz nicht. Sie schrie mich an und schlug mich, bis ich nachgab. Einmal oben, drohte ich, alles unserer Mutter zu erzählen.

»Das kauft sie dir ohnehin nicht ab, man sieht ja nichts.«

Ich riss Pflaumen von einem nahen Zweig und zerdrückte sie zwischen den Fingern. Dann rieb ich sie mir auf die Augen und schrie: »Schon haben wir zwei schöne Veilchen!«

Mit mir war meine Mutter enger verbunden als mit ihren anderen Kindern. Zumindest bildete ich mir das ein. Es war auch logisch, schliesslich hatte sie mir einiges zu verdanken. Ich hatte ihr schon das Leben gerettet. Mit gerade mal neun Jahren! Sie war einmal vor mir hergegangen, auf dem Kopf einen riesigen Krug Mais – geerntet, um ihn an Händler zu verkaufen –, als daraus plötzlich der Kopf einer Schlange hervorlugte. Das Tier wand sich in Richtung ihres Nackens. Ich stürzte zu ihr und schlug den Krug herunter. Er ging zu Bruch. Die Schlange kam in ihrer ganzen Länge zum Vorschein. Sie war unglaublich lang, nahm aber Reissaus. Und ich schmunzelte, wie damals bei der Explosion auf dem Markt.

»Ich war ungefähr gleich alt wie du, als ich den Schreck meines Lebens hatte. Ebenfalls eine Schlangengeschichte.«

Wir machten kehrt, um zu Hause einen anderen Krug zu holen.

»Dein Onkel Reda spielte draussen. Da hörte ich ihn rufen: ›Komm, mein kleines Kätzchen, es gibt zu fressen.‹ Wir hatten kein Kätzchen. Ich stürmte zu ihm und erblickte in seinen Händen eine riesige Schlange. Er wollte sie füttern.«

Ein paar Jahre später erzählte mir meine Mutter die Geschichte noch einmal. Es geschah auf derselben Strasse. Als ich vor unserem Haus vom Pferd stieg, biss mich eine Spinne in den Fuss. Mein Vater schnitt mir mit einem Teppichmesser ein Stück von der Zehe ab. Blut strömte. Während meine Mutter von der Naivität meines Onkels plauderte, brach mein Vater eine Knoblauchzehe entzwei und band sie mit einem Taschentuch an die Wunde.

Es ging mir auf die Nerven, zwischen Haifa und Schafa Amr hin- und herzureisen. Das wussten alle in der Familie und niemand besser als Saïda, die Sadistin.

»Es ist eine Schande, dass Naïma ihren Vater nicht öfter sieht. Bestimmt ist er traurig«, sagte sie.

Und damit war die Maschinerie in Gang gesetzt. Die schuldige Gattin stürzte sich in die Organisation der heilbringenden Reise. Weckte uns um sieben Uhr früh und zerrte uns in die Küche. Dort klatschte sie für uns verschlafene Kinder zwei *khabez,* libanesische Fladenbrote, auf den Tisch, schnitt sie auf, bestrich eine Seite mit *labneh*, fermentiertem Frischkäse, goss einen dünnen Strahl Öl darüber und legte ein paar Oliven darauf.

»Dieses hier könnt ihr jetzt essen. Das zweite ist für unterwegs.«

Immerhin ein Trost. Diese Sandwichs waren unglaublich lecker. Und vor allem: Man musste einen Halt einlegen und vom Pferd steigen, um sie zu essen. Das verkürzte die Reise. Mitunter. Manchmal war es gerade umgekehrt. Sekunden konnten einen grossen Unterschied machen. Saïda war begabt, das musste man ihr lassen. Eines Morgens waren wir unterwegs zum Olivenernten, da blieb sie auf einmal abrupt stehen. Zog mich am Arm.

»Komm, wir laufen zusammen zu Papa.«

Das Miststück. Sie sah mich wohlwollend, geradezu von Zuneigung erfüllt an. Versuchte mich zu überreden.

»Glaubst du etwa, ich kenne den Weg nicht?«

Ihre Brauen wanderten nach unten, das Lächeln verschwand. Ihr üblicher Blick gewann wieder die Oberhand: fordernd, an das Verantwortungsgefühl appellierend. Saïda gehörte zu den Menschen, bei denen Aussehen und Charakter Hand in Hand gingen. Sie war eine harte Person, in beiderlei Hinsicht. In ihrem Gesicht gab es kein sanftes Auf und Ab, alles wirkte wie mit dem Lineal gezeichnet. Dasselbe galt auch für ihren Körper. Sie war nicht so gertenschlank wie meine Mutter, aber den wahren Unterschied machte das Ungleichgewicht. Von kurvenreicher Figur konnte nicht die Rede sein. Saïda war ein Stier. Ihre Beine waren dünn, aber stämmig, weil sie seit Jahren dieses gewaltige, gedrungene V von Oberkörper tragen mussten. Und dann die Augen. Sie wirkten auf mich immer subtil undurchdringlich, auch jetzt.

»Los, wir brechen auf.«

Jetzt klang es harscher. Ich wich ein paar Schritte zurück.

»Komm schon.«

Ich konnte mich nicht widersetzen. Tröstete mich mit dem Gedanken, wertvoller zu sein als sie. Dass nie recht hat, wer sich nie irrt, und mit ähnlichen Leitsätzen für den Notfall.

Fünf Stunden. Fünf Stunden Fussmarsch. Kein Gespräch, kein Wort. Als mein Vater uns aufmachte, war ich drauf und dran zusammenzuklappen. Er trug eine graue Arbeiterkluft, was seinem mediterranen Gesicht etwas Elendes verlieh. Aber sein Stolz liess mich im Nu die ganze Mühsal vergessen. Er legte eine Hand auf sein kurz geschorenes Haar, die andere an den buschigen Schnurrbart und sah uns an. Der gleiche Gesichtsausdruck wie bei Saïda. Die gleiche Undurchdringlichkeit. Aber damit hatte es sich in seinem Fall. Davon abgesehen war mein Vater das pure Gegenteil meiner Schwester. Zwischen seinem Verhalten und seinem Erscheinungsbild bestand eine verblüffende Diskrepanz. Mein Vater war scheinruhig. Und wie die meisten scheinruhigen Menschen verbarg er hinter seinem Phlegma eine unablässig brodelnde Nervosität. Auch seine Grösse und sein Verhalten waren zwei klar getrennte Dinge. Mein Vater war klein, vermochte aber trotzdem zu erdrücken. Die Perspektive spielte keine Rolle. Er beherrschte die Leute auch von unten.

»Wie seid ihr hergekommen?«

Er liess uns auf dem Sofa Platz nehmen und bot uns eines der berühmten *labneh*-Sandwichs an, das ich, weil es nicht ein Etappenziel markierte, etwas weniger schmackhaft fand. Kaum hatte ich den Imbiss verschlungen, streckte ich mich aus und schlief ein.

»Steh auf, ihr müsst jetzt los.«

Abruptes Aufwachen.

»Dürfen wir nicht bleiben, Papa?«, murmelte ich.

»Nein, sonst macht sich eure Mutter Sorgen.«

Saïda trat auf den Plan.

»Komm schon, Naïma, hör auf zu jammern.«

»Du könntest uns begleiten, Papa …«

»Ich muss zur Arbeit.«

Kein Mitleid im Blick. Nichts. Meine Schwester wartete vor der Tür. Sie wurde ungeduldig. Tränen in den Augen, fügte ich mich, wieder einmal.

Mein Vater war ein harter Mensch. Hart allen gegenüber. Das rettete uns in Schafa Amr eines Nachts das Leben. Meine Eltern und ich schliefen in benachbarten Zimmern. Eine Alptraumserie führte dazu, dass ich mich über Vaters Strenge hinwegsetzte und ins Ehebett legte. Nach einigen schlaflosen Minuten sah ich eine Gestalt, die ins Zimmer trat und sich in einer Ecke bückte. Ich empfand die Silhouette als unproportioniert, dann fremd. Aber besorgt war ich nicht. Warum sollte jemand lieber zu uns wollen als zu jemand anderem? Und warum ausgerechnet in dieses Zimmer? Zum Stehlen? Da gab es schon im Wohnzimmer genug zu tun, wo man zudem ungestört war. Merkwürdig unstrategisch.

Dann endlich ging mir ein Licht auf. In diesem Winkel stand der Karabiner meines Vaters, eine bemerkenswerte Waffe, von deren Präzision er – allzu laut – in der ganzen Stadt schwärmte. Ich begriff, was der Mann vorhatte, und reagierte.

»Papa! Ein Dieb!«

Das Spektakel begann. Mein Vater sprang aus dem Bett, als hätte er wach gelegen, und versetzte dem Unbekannten einen Stoss. Die Waffe fiel zu Boden. Im Halbdunkel schien das Gesicht des Mannes auf. Er wirkte überrascht. Vor Schreck über die ungeheure Kraft, die in diesem kleinen Körper steckte, blieb er wie angewurzelt stehen. Einen Moment später floh er aus dem Zimmer. Mein Vater schnappte sich den Karabiner und stürzte ihm hinterher. Seine kurzen Beine zappelten vorwärts wie die eines Tausendfüsslers. Ich folgte den beiden. Und schmunzelte. Wieder einmal.

Am nächsten Tag kochte meine Mutter einen grossen Topf Kohl, mit vielen Gewürzen und Chili. Ich sass auf einem wackeligen Hocker und sah ihr zu, als ich die Haustür aufgehen und wieder zukrachen hörte. Mein Vater war von der Arbeit zurück. Schmiss im Wohnzimmer seine Schuhe zu Boden. Meine Mutter sah mich an. Diesmal direkt in die Augen. Bis heute erinnere ich mich an diesen Blick. Angestrengt mutig und dazu eine Angst, die diesen Mut zu ersticken drohte. Es war, als wollte sie mich schon im Voraus beruhigen. Die unsichere Prophetin vermittelte mir eine Botschaft, ein Gefühl des Trostes. Erst vor kurzem habe ich die Absicht dahinter verstanden. Sie füllte mich auf. Sie füllte mich mit Hoffnung, die sie bei sich selber abzog. Über ihren Blick tränkte sie mich damit. Sie sah mich an diesem Tag lange an und zog ihren Optimismus bis zum letzten Tropfen ab. Warum? Für mein Überleben. Sie wusste, dass das Kommende mich verändern, einen Teil von mir abtöten würde. Die Zukunft würde diese ganze Hoffnung wieder aus mir heraussaugen und verschleudern.

Mein Vater kam in die Küche, schrie: »Kohl?«, hob unter meinem belämmerten Blick den kochend heissen Topf hoch und kippte den Inhalt über meiner Mutter aus.

Mein Vater war ein harter Mensch. Hart allen gegenüber.

»Deinen Gesichtsausdruck habe ich nie vergessen, Mama.«

Meine Mutter und ich sassen auf der Terrasse eines Restaurants im Zentrum von Schafa Amr. Seit der Sache mit dem Topf Kohl war ein Jahr vergangen. Ihr Gesicht war immer noch davon gezeichnet. Zikaden zirpten. Mir war kalt.

»Ich will dir etwas erzählen«, sagte sie.

Sie blickte sehnsuchtsvoll in den Sternenhimmel, als fühlte sie sich zu ihm hingezogen.

»Eine Geschichte, die meine Mutter mir erzählt hat, einfach weil ich als Kind einmal auf der Strasse mit einem Unbekannten geredet habe.«

Mein Magen krampfte sich zusammen. Ich wollte sie bitten, nicht weiterzureden.

»Stell dir einmal vor, Nejla, hat meine Mutter gesagt, eines schönen Tages kommt ein Fremder in ein Dorf. Er hat Durst. Deshalb bleibt er vor einem Haus stehen, vor dem ein kleines Mädchen im Garten spielt und eine Frau die Terrasse kehrt. Er sagt zur Frau: ›Könnten Sie mir bitte etwas Wasser geben?‹ Sie bringt ihm welches. Der Mann trinkt, und mit dem restlichen Wasser wäscht er sich noch das Gesicht. Ein paar Stunden später kommt der Ehemann von der Arbeit nach Hause. Das Mädchen sagt: ›Mama hat einen Fremden gewaschen.‹ Der Ehemann spinnt ein bisschen: Er rastet immer gleich aus. Seine Frau kriegt Prügel, und er verlässt sie. Die Geschichte wird aufgebauscht. Man befürchtet, der Ruf der Familie könnte Schaden nehmen. Schliesslich erdrosselt jemand die Frau und wirft ihre Leiche in einen Brunnen. Das Mädchen hat keine Familie mehr. Niemand will ihm helfen, wegen des angeblichen Ehebruchs. Sie irrt monatelang herum. Bis sie verhungert.«

Stille.

»Warum erzählst du mir das, Mama?«

»Das habe ich deine Grossmutter damals auch gefragt. Um mich davon abzuhalten, mit Fremden zu sprechen, hat sie gesagt. Wirksam, was?«

Sie blickte immer noch in den Himmel.

»Es gibt einen weiteren Grund. Ich habe ihn erst viel später verstanden.«

Eine leichte Brise kam auf. Sie brachte ihre Frisur in Ordnung, im Nu kehrte der Scheitel wieder in die Mitte ihres langen blonden Haares zurück.

»Meine Mutter wollte, dass ich die Kindheit hinter mir lasse, das war der Grund.«

Obwohl diese Worte für meine Mutter grosses erzieherisches Gewicht haben mussten, prallten sie an mir einfach ab und fielen auf die kalten Terrassenplatten. Das Bild der Frau tief unten im Brunnen bestürzte mich.

»Warum schmunzelst du?«

Ich wich aus: »Was soll das mit der Kindheit zu tun haben?«

»Der Schock.«

Die Leiche des kleinen Mädchens am Boden, auf die Knochen abgemagert, von allen vergessen. Ich fuhr aus dem Schlaf hoch. Neun Uhr morgens. Ich musste auf andere Gedanken kommen.

»Kommst du spielen?«

Ich stand vor der Tür von Safia, dem Schafa Amrer Pendant meiner Freundin Ahava. Wir spielten oft neben ihrem Zuhause Himmel und Hölle. Nach wenigen Minuten hielt ein Van vor uns. Ein grossgewachsener Mann stieg aus, sah mich unverwandt an. Er hatte den gleichen Blick wie mein Vater. Völlig undurchsichtig. Dann spazierte er gemächlich los, erhobenes Kinn, nach hinten gezogene Schultern. Seine Hände steckten in den Taschen einer grauen Leinenhose, die ihm praktisch bis zum Bauchnabel reichte. Auch die Gangart war gleich. Ein Pinguingang, bei dem der Körper nie aus der Achse geriet – wenn das linke oder rechte Bein vorrückte, folgte ihm die entsprechende Schulter.

Der Unbekannte schritt ruhig voran, bis er vor mir stand. Als er sich vorbeugte, um mich anzusprechen, quoll ein Haarbüschel aus seinem weissen Hemd hervor.

»Wo wohnen die Abu Salem?«, fragte er.

Seine Stimme bebte. Auch er ein Scheinruhiger.

Mit einer Unschuld, die ich bis heute bedaure, wies ich auf unser Haus. Am Abend rief meine Mutter mich ins Wohnzimmer. Ich musste mich neben sie auf das rotsamtene Sofa setzen.

»Heute hat ein Mann mit dir geredet.«

Ich nickte. Ihr Blick zielte auf eine Stelle unterhalb meiner Augen. Das verhiess nichts Gutes.

»Er heisst Jahid. Du wirst ihn heiraten. Er hat um die Hand des ›Mädchens mit den grünen Augen‹ angehalten. Jahid ist besser als der Nachbarssohn. Samir mag dich, aber finanziell lässt er zu wünschen übrig.«

Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Samir war, und von seiner Zuneigung mir gegenüber wusste ich schon gar nichts. Meine Mutter lächelte mich an. Ich sass verdattert da und vermochte ihren Worten keinen Sinn zu entnehmen.

Ich war zehn. Das schien meiner Mutter erst in diesem Moment bewusst zu werden.

»Wir warten, bis du zwölf bist, du wirst sehen, in dem Alter kann man mit solchen Dingen schon viel besser umgehen.«

Die zwei Jahre vergingen im Nu. Die Zeit läuft immer schneller, wenn man es nicht möchte.

Gehupe, Taxis.

Ich wurde abgeholt und zu Jahid gebracht, der mich sofort in sein Bett nahm. Ich war zwölf, er einundzwanzig. Ein klassischer Zahlendreher. Mit zwölf habe ich also die Kindheit hinter mir gelassen. Wurde ich zur Frau.

*Look up, I look up at night,*

*Planets are moving at the speed of light.*

Coldplay, *Speed of Sound*

Jahid lebte mit seinem Vater, seiner jüngeren Schwester und seinem Bruder zusammen. Er war Busfahrer. Ich verbrachte die Zeit mit seiner Familie. Wir gingen nie aus. Manchmal kamen Nachbarn zu Besuch. Aber nur manchmal.

1947 brach in Palästina der Bürgerkrieg aus. Die Juden der Haganah marschierten in der Stadt ein. Zuerst erschallte der Alarm, dieselbe Art Sirene, die französische Feuerwachen jeden ersten Mittwoch des Monats ertönen lassen. Dann durchschnitten Flugzeuge den Himmel. Ich betrachtete sie. Dachte in meiner Naivität an jenen Augenblick in der Geschichte der Welt, als das Fliegen den Vögeln noch Schutz vor den Menschen geboten haben muss.

Dann zog mein Mann mich am Arm und ging mit mir in den Keller, wohin man sich vor den Bombardierungen flüchtete. Einmal war ich allein, als der Alarm ertönte. Da ich unbedingt die Flugzeuge über meinem Kopf sehen wollte, blieb ich auf dem Balkon.

Nach einem Dutzend Bombardierungen entschied sich Jahid zur Flucht, wie vor ihm meine Mutter. Ein Dienstagabend, neun Uhr. Der Alarm ging los. Sofort setzte sich Jahid mir gegenüber an den Küchentisch.

»Ja?«, fragte ich.

Keine Antwort. Mit wie üblich unergründlichem Blick blieb er sitzen, bis der Alarm nach einer halben Stunde aufhörte. Dann zog er mich am Arm aus der Wohnung.

»Los, mach schon! Beeil dich, Naïma!«, rief er.

Auf der Strasse, etwa zehn Meter vor dem Wohnblock, erwarteten uns Leute. Als wir aus der Eingangshalle traten und Jahid sie sah, verlangsamte er abrupt seine Schritte, schob die Hände in die Taschen und spazierte auf sie zu. Ich erstarrte. Also konnte auch er sein Verhalten von einem Moment auf den anderen ändern? Wie Saïda? Als Jahid bei den Leuten ankam, stieg er ruhig in seinen Bus, der nicht viel mehr als ein grosser Van war, und bedeutete uns lässig, ihm zu folgen. Wir pferchten uns hinein. Da der Krieg Umwege und Kehrtwenden mit sich brachte, dauerte die Fahrt von Palästina in den Libanon sechs Tage und sieben Nächte – sieben Nächte in einer anderen Welt, sieben Nächte lang unter Olivenbäumen am Strassenrand in den Sternenhimmel schauen.

Meine Mutter, mein Bruder, Saïda und meine neugeborene Schwester Asma waren in Schafa Amr, mein Vater und meine Freundin Ahava in Haifa. Ich war allein. Ich war nichts. Hatte keinen Ort, keine Identität, keine Wahl. Mit siebzehn war ich Nomadin. Ich hatte nirgendwo gelebt – war bestenfalls anderen gefolgt –, und vor allem war ich zu jung, um zu wissen, ob mir ein solches Leben gefiel oder nicht.

Doch nun der Libanon. Der Libanon und vor allem: Baalbek. Schon allein der Name entschädigte für alles. Sogar für die schreckliche Woche im nach Achselhöhlen und salzigem Schweiss stinkenden Bus. Wir näherten uns dem Ziel. Ich hielt Ausschau nach den ersten Steinen dieses Juwels der Antike. In der Ferne: eine goldene Wolke. Mir geriet Staub in die Augen. Ich schloss sie. Als ich sie wieder aufschlug, erkannte ich allmählich Formen, immer gleiche Formen.

»Dort sind Zelte«, sagte ich laut.

»Baalbek« war nicht Baalbek, sondern ein Zeltlager in der Nähe der Stadt. Trotzdem währte meine Enttäuschung nicht lange. Meine Eltern, mein Bruder und meine Schwestern folgten uns ins Lager. Auch mit einigen Cousins und Freunden aus Kindertagen traf ich wieder zusammen. Das Rote Kreuz verteilte Kleider, Lebensmittel und Decken. Aber Jahid gab sich damit nicht zufrieden. Nach kürzester Zeit wollte er weiter.

»Du sollst nicht in einem Zelt gebären«, sagte er.

Mein Bruder Abel hielt es dort ebenfalls nicht aus. Er verliess das Camp jeden Tag in den frühen Morgenstunden. Erst bei Sonnenuntergang kam er zurück, zum Abendessen. Er hatte in der Nähe Arbeit gefunden. Kein Wort darüber, was er dort tat, wer seine Kollegen waren oder auch nur, wie viel er verdiente. Die Sache stank zum Himmel. Nicht ohne Grund: Sie war erfunden. Zwei Wochen später verkündete Abel, er werde heiraten. Meine Mutter zappelte vor Freude und begann sofort mit den Vorbereitungen. Ich blieb gleichmütig. Lächelte, weil man lächeln musste. Aber eigentlich berührte mich die Sache nicht. Wäre ich älter gewesen, hätte ich Eifersucht verspürt, Eifersucht auf eine Ehe aus Liebe, eine frei gewählte Ehe. Damals verstand ich es einfach nicht. Wie im Fall meiner eigenen Ehe verstand ich diese Verbindung zwischen zwei Wesen nicht. Ich verstand die Herumrennerei meines Bruders nicht, seine vor Aufregung stockende Stimme, als er uns die Nachricht verkündete, sein Lächeln, das er hinter Männlichkeit zu kaschieren versuchte …

Meine Mutter organisierte im Zelt ein kleines Fest. Irgendwann ging ich hinaus, um etwas frische Luft zu schnappen. Ich lief ein wenig über den kalten Sand. Abel kam mir nach.

»Was man nicht alles auf sich nimmt.«

Ich nickte, ohne genau zu wissen, was er meinte.

»Weisst du, dass ich alles zu Fuss gegangen bin? Und das im Krieg? Kannst du dir das vorstellen? Manchmal musste ich mich im Sand verstecken, um nicht gesehen zu werden, ist das nicht unglaublich, Naïma?«

»Wozu das alles?«

Er wich einen Schritt zurück.

»Weil ich sie liebe«, antwortete er, als wäre das eine Selbstverständlichkeit.

Die Monate vergingen. Mein Vater fand Arbeit in einem Nachbardorf und kaufte ein kleines Haus in Baalbek, diesmal im richtigen. Abel wurde getötet. Ein Streit mit einem palästinensischen Spitzel. Laut meinem Vater hatte Abel als Erster zugeschlagen. Er soll den Mann beim Flirten mit der Ehefrau eines Freundes überrascht haben, etwas in dieser Art. Abel war eben ein Hitzkopf. Mein Vater erzählte, er sei ausgerastet, habe den Mann gegen eine Wand geschubst, geohrfeigt und dann aus dem Haus geworfen. Dumm nur, dass dieser für die Haganah arbeitete, Verstärkung holte und noch einmal aufkreuzte. Sie fielen zu fünft über meinen Bruder her. Dann warfen sie ihn in einen Jeep und fuhren ihn zu einem Pflaumenbaum, wo sie ihn erschossen und vergruben. Mein Vater versicherte mir, er habe den ganzen Libanon nach diesem Pflaumenbaum abgesucht und es nur aufgegeben, weil der Mörder höchstpersönlich gekommen sei.

»Weisst du, was er gesagt hat, Naïma? Er hat gesagt: ›Ich habe deinen Sohn umgebracht, und wenn du nicht aufhörst, nach ihm zu suchen, zeige ich dir sein Grab und hebe daneben eins für dich aus.‹«

Ich weinte um meinen Bruder, bis ein neues Leben an die Stelle seines Todes trat. Ich wurde zum ersten Mal Mutter. Zu diesem Zeitpunkt verdiente Jahid sehr gut. Das prägte auch den Namen meiner ersten Tochter: »Ema«. Segnung. So lautet zumindest Jahids Version. Meine ist anders. Aber sie schmerzt mich heute zu sehr, als dass ich darüber sprechen möchte.

Jahid mietete ein Haus in Baalbek, in dem wir lange blieben. Sehr lange. Lange genug, um uns am Licht der alten Römerstadt Heliopolis sattzusehen. *Saleh Haidar*, die Einkaufsstrasse, in der wir perlengleich auf zerstampftem Eis ausgelegtes Obst und Gemüse kauften; Abu Issam, der uns das Fleisch über die Theke reichte und dabei immer schon den nächsten Kunden ansah; die Meeresbrise, so sanft zur Haut wie in Urlaub geschicktes Weckergeklingel … Eine sorglose Zeit.

Ema war zwei, als meine zweite Tochter, Hala, geboren wurde.

Auf Ema und Hala folgte Yamha, mein drittes Kind. Yamha lebte nur zwei Jahre. Ich habe nie wirklich verstanden, warum. Sie begann von einem Tag auf den anderen, alle Mahlzeiten zu erbrechen. Die herausgewürgte blutige Nahrung, ihr stumpfsinniger Blick, als begriffe sie nicht, dass diese Masse aus ihr herausgekommen war. Dieser Blick quälte mich am meisten. Alles, was in ihr vorging, blieb ohne Sinn, ohne Interpretation. Sie war zu klein, um eine Ahnung von ihrem Leiden und vor allem von ihrem bevorstehenden Tod zu haben.

Im Viertel, in der Stadt, im ganzen Land, überall habe ich nach einem Heilmittel gesucht. Eines Nachmittags im Oktober wurde Yamha von einem Krampf erfasst. Meine Mutter war bei uns. Sie trat heran, nahm mir das Kind aus den Armen und trug es ruhig in den Garten. Ich hörte, wie sie vor der Schaukel murmelte: »Wir schicken ihre Seele in den Himmel.«

Meine Mutter beugte sich vor und setzte meine bewusstlose Tochter auf das kleine hölzerne Brett. Dann umschlang sie sie fest und machte ein paar Schritte vorwärts. Reglos erhob sich Yamha in den Himmel.

Meine Eltern kehrten nach Palästina zurück. Wir erhielten mehrere Briefe von ihnen. Jahid zerriss sie allesamt. Er hatte eine Idee im Kopf: Auslöschung, Vergessen. Meine Eltern und überhaupt jede erdenkliche alternative Wirklichkeit sollten verschwinden. Ich glaube, er fürchtete sich davor, ich könnte ein anderes Leben anstreben.

Ich hörte ein Klopfen an der Tür und blieb reglos stehen, wie mein Mann mich angewiesen hatte. Unangekündigter Besuch: den Eindruck erwecken, es sei niemand zu Hause.

»Naïma, ich bin’s, dein Vater.«

Ich erschrak.

»Mach schon auf.«

Wo kam er plötzlich her? Ich hastete zur Tür.

»Warum beantwortest du meine Briefe nicht, du unwürdige Tochter?«

Er war gealtert. Seine Schultern, seine stolzen, breiten Schultern fielen nach vorn wie zwei Beeren, die gerade von einer Traube gezupft werden. Er war um ein paar Zentimeter geschrumpft. Aber sein Blick war immer noch erdrückend.

»Und jetzt schmunzelst du noch?«

»Was machst du hier, Papa? Welche Briefe?«

Plötzlich schoss mir eine andere Frage durch den Kopf.

»Wo ist Asma?«

Meine kleine Schwester Asma war erst acht. Ich wusste wenig über sie. Aber mit Sicherheit wusste ich, dass sie meinen Vater stets auf allen seinen Reisen begleiten wollte. Sie legte immer die Wange an sein Knie und beobachtete von dort aus die Leute. An diesem Tag war mein Vater allein, und ich fühlte, dass etwas nicht stimmte.

Das Brummen eines Automotors. Jahid kam von der Arbeit nach Hause. Mein Vater wandte sich um und betrachtete ihn, bis er mit seinem Pinguingang, die Hände in den Taschen, die Türschwelle erreicht hatte.

»Wo ist Asma?«, wiederholte ich.

»Hast du es ihr nicht gesagt?«, fragte mein Vater.

Jahid fasste meinen Vater an der Schulter und führte ihn ins Wohnzimmer. Ich folgte ihnen. Sie sprachen mit gedämpfter Stimme.

»Sagt schon, was ist los?«

Mein Vater eröffnete mir, dass Asma einen Monat zuvor gestorben war. Jahid liess sich zum Zugeständnis herab – genau das war es für ihn –, dass ich mit meinem Vater auf den Friedhof durfte. Wie bei Abel erklärte mein Vater es nur in Ansätzen.

»Sie hat einen schweren Eimer Wasser hochgehoben und in ihrem Körper ein Knacksen gehört. Dann hat sie angefangen, Blut zu spucken.«

Das war alles. Mehr brauchte es vielleicht auch gar nicht.

Auge in Auge mit der Auslöschung, rette mich noch einmal eine Geburt. Drei Tage nach der Nachricht von Asmas Tod brachte ich einen Jungen zur Welt. Zehouan. Den ersten und letzten. Jahid war ausser sich vor Glück. Er organisierte ein Fest und lud alle Nachbarn ein.

Asmas Tod dämpft diese freudige Erinnerung natürlich. Asmas Tod und ein nächtlicher Besuch der Polizei. Jahid arbeitete für die UNESCO, koordinierte dort Transporte. Er engagierte sich auch in einer Gruppe für die Rechte der Palästinenser. Eine unmögliche Kombination. Zwei Nächte verbrachte er im Gefängnis.

Ema war stolz auf ihn.